

schwunden, aber auch die Befriedigung des Wollens darf nicht zu lange dauern; wenn die Kugel wieder rollt, muß alles vorbei sein, damit das Begehren – die Krönung in der Welt der Ästhetik des Konsums – sich verstärkt und erneuert und nicht erstickt.

Und so treffen Ende und Anfang des Aufschubs einander, die Distanz zwischen Begehren und Befriedigung fällt im Moment der Ekstase zusammen – die, wie John Tusa (im *Guardian* vom 19. Juli 1997) beobachtet hat, in ausreichender Menge vorhanden sein muß: »Unmittelbar, anhaltend, vielfältig, unterhaltsam, in zunehmendem Maße, in immer neuen Formen, zu immer neuen Gelegenheiten.« Nichts ist so wichtig, wie »unmittelbare, dauernde und gedankenlose Selbstbelohnung«. Es liegt auf der Hand, daß die Forderung nach *unmittelbarer* Belohnung mit dem Prinzip des Aufschubs in Konflikt gerät. Unmittelbare Befriedigung aber kann nicht konstant sein, es sei denn, sie ist zugleich kurzlebig, beschränkt auf die kurze Spanne des unmittelbaren Kicks. So wird in der Casino-Kultur das Prinzip des Aufschubs von zweiten Seiten zugleich angegriffen. Sowohl die Verzögerung des *Eintretens* als auch die Verzögerung des *Nachlassens* der Befriedigung geraten unter Druck.

Das ist allerdings nur die eine Seite der Geschichte. In der Gesellschaft der Produzenten sicherte das ethische Prinzip des Triebaufschubs die Dauerhaftigkeit der Arbeitsanstrengung. In der Gesellschaft der Konsumenten kann dieses Prinzip andererseits dazu dienen, die Dauerhaftigkeit des Begehrens zu sichern. Das Begehren, fragiler und vergänglicher als die Arbeit und immer vom Austrocknen bedroht, läßt sich nicht institutionell festigen, einen Aufschub *ad calendas graecas* würde es nicht überleben. Eine möglichst häufige und immer wiederkehrende Befriedigung ist erforderlich, um es lebendig und frisch zu halten – doch zeigt die Befriedigung das Ende des Begehrens an. Daher benötigt eine Gesellschaft, die unter der Herrschaft der Ästhetik des Konsums steht, eine ganz spezifische Art der Belohnung – ähnlich des *Pharmakons* bei Derrida, das Heilmittel und Gift in einem ist, also ein Mittel, das nur in angemessener Dosis und nie in großer – tödlicher – Menge verabreicht werden darf. Eine nicht ganz befriedigende Befriedigung, kein Vollrausch, sondern nur ein Schwips, immer nur bis zu Hälfte...

Der Aufschub dient der Gesellschaft der Konsumenten durch seine Selbstverleugnung. Nicht mehr der Wunsch, die Befriedigung des hervorgerufenen Begehrens hinauszuschieben, bildet die Quelle der kreativen Anstrengung, sondern jener, die Verzögerung zu verkürzen oder ganz zu überspringen, gepaart mit dem Wunsch, die Befriedigung, wenn sie denn eintritt, möglichst kurz zu halten. Eine solche Kultur, die dem Aufschub den Krieg erklärt, ist in der Geschichte der Moderne eine Novität. Hier bleibt kein Raum für Distanz, für Nachdenken, Kontinuität und Tradition – für jene Art von *Wiederholung**, die laut Heidegger die Modalität des Seins, wie wir es kennen, ist.

Menschliche Bande in einer fließenden Welt

Zwei Kategorien von Akteuren bewohnen zwei vollkommen unterschiedliche, aber nichtsdestotrotz verbundene Arten von Räumen; sie tauschen sich nicht untereinander aus, aber stehen doch in dauernder Kommunikation; sie haben nichts gemein, aber simulieren Ähnlichkeit. In jedem der beiden Räume herrscht eine vollkommen unterschiedliche Logik, es formen sich verschiedene Lebenserfahrungen, es entstehen unterschiedliche Lebenspläne und Darstellungen, die mit oft gegensätzlichen Definitionen ähnlicher Verhaltensweisen operieren. Doch beide Räume liegen in ein und derselben Welt – und diese gemeinsame Welt ist die Welt der Verletzbarkeit und Ungewißheit.

Pierre Bourdieu, einer der schärfsten Diagnostiker unserer Zeit, hielt im Dezember 1997 einen Vortrag mit dem Titel: »Le précarité est aujourd'hui partout«. ²² Dieser Titel sagt alles: Ungewißheit, Instabilität, Verletzlichkeit sind die verbreitetsten (und zugleich schmerzhaft gefühlten) Merkmale des zeitgenössischen Lebens. Die Franzosen sprechen von *précarité*, die Deutschen von *Unsicherheit* und *Risikogesellschaft*, die Italiener von *incertezza* und die Engländer von *insecurity* – aber sie haben alle die gleichen Aspekte der menschlichen Existenzweise im Kopf, die unter verschiedenen Namen in unterschiedlichen Ausprägungen überall auf der Welt erfahren wird, besonders stark jedoch in den hoch entwickelten Überflussesge-

schaften, und die belastend und deprimierend auch deswegen wirkt, weil sie neu und bisher ohne Beispiel ist. Das Phänomen, das all die unterschiedlichen Begrifflichkeiten zu erfassen suchen, entsteht aus der Kombination von *Unsicherheit* (der eigenen Position, der Ansprüche und des Lebensunterhalts), *Unge-
wissenheit* (in bezug auf die Stabilität des Status quo) und der Sorge um die *Unversehrtheit* (des eigenen Körpers, der eigenen Person und aller Dinge, die daran hängen: Eigentum, Nachbarschaft, das weitere soziale Umfeld der »community«).

Unklare Verhältnisse und Aussichten kennzeichnen das gesamte Leben: vor allen Dingen den Lebensunterhalt, und hier besonders die am weitesten verbreitete Art, sich diesen zu verdienen, nämlich durch Arbeit in abhängiger Position. Diese Existenzgrundlage ist bereits in hohem Maße fragil geworden und verliert von Jahr zu Jahr an Stabilität. Viele Menschen befürchten mit guten Gründen, ob sie nun auf die sich widersprechenden Expertenmeinungen hören oder sich im Umkreis ihrer Nachbarn und Freunde umsehen, daß, egal wie siegesgewiß die Politiker dreinschauen und wie optimistisch ihre Versprechungen auch immer klingen mögen, die Arbeitslosigkeit in den entwickelten Ländern »strukturell« geworden ist: Auf jede neu geschaffene Stelle kommen mehrere andere, die verschwinden, und die Arbeit reicht nicht mehr für alle. Der technologische Fortschritt – und die Rationalisierungsanstrengungen selbst – weisen in die Richtung von immer weniger Arbeitsplätzen.

Man braucht nicht viel Phantasie, um sich die Unsicherheit der überflüssig gewordenen Menschen vorzustellen. Aber darüber hinaus trifft es – psychologisch gesehen – auch alle anderen, wenn auch im Moment nur mittelbar. In der Welt struktureller Arbeitslosigkeit ist niemand mehr sicher. Sichere Arbeitsplätze in stabilen Unternehmen tauchen bestenfalls in den Erzählungen der Großväter auf; auch gibt es kaum mehr Qualifikationen und Berufserfahrungen, die, einmal erworben, dafür sorgen, daß der einmal und nur einmal angebotene Arbeitsplatz dauerhaft ist. Niemand ist gegen die nächste Runde des »Abbaus«, der »Verschlankung« oder »Rationalisierung« gefeit, gegen die unberechenbaren Ausschläge der Nachfrage auf dem Markt und die ebenso absonderlichen wie unvermeidlichen Zwänge der »Konkurrenzfähigkeit«, »Effektivität« und »Produktivität«. Die Losung des Tages lautet »Flexibilität«.

Dahinter verbergen sich Arbeitsplätze ohne Sicherheit, ohne Firmenbindung und ohne die Möglichkeit, Ansprüche für die Zukunft zu erwerben, Arbeitsverhältnisse, die auf befristeten oder Kettenverträgen basieren, kurzfristige Entlassungen ermöglichen und keinen Anspruch auf Abfindung beinhalten. Niemand kann sich unersetzbar fühlen – weder diejenigen, die bereits außen vor sind, noch jene, deren Aufgabe es ist, andere vor die Türe zu setzen. Selbst privilegierteste Positionen werden zuweilen nur »bis auf weiteres« besetzt.

Mangets langfristiger Sicherheit erscheint das Streben nach »unmittelbarer Befriedigung« als eine vernünftige Strategie. Was immer das Leben zu bieten haben mag, das Angebot möge bitte *hic et nunc* gelten – auf der Stelle. Wer weiß, was morgen sein wird? Der Triebaufschub hat seinen Charme verloren. Wer weiß, ob die heute investierte Anstrengung, die heute erbrachte Arbeit sich morgen noch gegen eine Belohnung eintauschen lassen. Es ist bei weitem nicht sicher, ob das, was heute als erster Preis angeboten wird, noch attraktiv ist, wenn es irgendwann überreicht wird. Wir alle lernen durch bittere Erfahrung, wie schnell die Dinge von der Soll- auf die Habenseite wechseln und Hauptgewinne zu peinlichem Ramsch werden können. Die Moden wechseln mit verwirrender Geschwindigkeit, Objekte der Begierde können obsolet und sogar unappetitlich werden, bevor sich ihr Genuß voll entfaltet hat. Der Lebensstil, der heute als schick gilt, kann morgen lächerlich wirken. Nochmals ein Zitat von Bourdieu zu diesem Thema: »Wer sich heute über den herrschenden Zynismus beschwert, sollte auch die sozialen und ökonomischen Bedingungen berücksichtigen, die ihn herausfordern und fördern.« Wenn Rom in Flammen steht und man nichts tun kann, um den Brand zu löschen, dann ist es egal, ob man dazu auf der Fiedel spielt oder etwas anderes tut.

In prekären ökonomischen und sozialen Verhältnissen wird den Menschen beigebracht (oder sie lernen es möglicherweise auf die harte Tour), die Welt als einen Container voller *Wegwerfobjekte*, zum *einmaligen* Gebrauch bestimmt, zu verstehen – die ganze Welt, einschließlich anderer Menschen. Zudem scheint die Welt aus lauter »Black boxes« zu bestehen, hermetisch verschlossen, nicht vom Verbraucher zu öffnen – weg damit, wenn sie ihren Geist aufgeben. Heutige Automechaniker lernen nicht mehr, Motoren zu reparieren, sie ersetzen kaputte

Teile, holen luftdicht verpackte Ersatzteile aus den Regalen des Lagers und setzen sie ein. Die Innereien der »Ersatzteile« (der Name ist Programm), ihre Funktionsweise bleibt für sie ein Mysterium. Das gehört nicht zu ihrem Aufgabengebiet, und daher interessiert es sie nicht. Wie in der Werkstatt, so im Leben: Jedes »Teil« ist ein »Ersatz«; am besten ersetzt man es sofort. Warum sollte man sich mit zeitaufwendigen Reparaturarbeiten befassen, wenn das nicht funktionierende Teil in wenigen Augenblicken ausgewechselt, weggeschmissen und durch ein neues ersetzt werden kann?

In einer Welt, deren Zukunft in dümmigem Nebel liegt und wahrscheinlich jede Menge Risiken und Gefahren birgt, erscheint es weder sinnvoll noch attraktiv, sich langfristige Ziele zu setzen, private Interessen für die Stärkung der Gruppe hintanzustellen oder die Gegenwart auf dem Altar zukünftiger Seligkeit zu opfern. Jede hier und jetzt nicht genutzte Chance ist eine vergebene Chance. Sie verstreichen zu lassen ist unentschuldig. Da die Verpflichtungen von heute den Möglichkeiten von morgen im Weg stehen, sollte man sie möglichst leicht und locker gestalten, um morgen den Schaden gering zu halten. »Jetzt« ist das Schlüsselwort jeder Lebensstrategie, worauf immer diese sich auch beziehen mag. In einer unsicheren und ungewissen Welt wird der kluge Wanderer versuchen, es den glücklichen »Globalniks« gleichzutun und nur mit Handgepäck zu reisen, und er wird keine Träne vergießen, wenn er sich von etwas trennt, das seine Bewegungsfreiheit einschränkt. Selten verweilt er lange genug, um drauf zu kommen, daß menschliche Bindungen keine komplett gelieferten Maschinenteile sind, daß sie schnell verrotten, wenn sie nicht aus Ihrer Verpackung befreit werden, und daß sie nicht einfach ersetzt werden können, sollten sie ihren Geist aufgeben.

Und so findet die von den Dirigenten des Arbeitsmarktes bewußt geförderte »Prekarisierung« ihre (verstärkende) Unterstützung in der Politik des Alltags, sei sie nun absichtlich gestaltet oder aufgezwungen. Beide steuern auf dasselbe Ziel zu: die Schwächung, den Zerfall und den Abbau menschlicher Bindungen, Gemeinschaften und Partnerschaften. Aus Verpflichtungen vom Typ »Bis daß der Tod Euch scheidet« werden Verträge »unter dem Vorbehalt befriedigender Ergebnisse«, begrenzt und vorübergehend per Definition und Ausfertigung,

orientiert am Nutzen – jeder darauf angelegt, einseitig gebrochen zu werden, und sobald einer der Vertragspartner im Ausstieg eine bessere und profitablere Gelegenheit wittert, wird keiner versuchen, die Partnerschaft – bei unvorhersehbaren Kosten – zu retten.

Mit anderen Worten, Partnerschaften und soziale Bindungen werden wie Dinge behandelt und wahrgenommen, die man *konsumieren* kann, nicht wie etwas, das erst hergestellt werden muß; man behandelt sie nach denselben Kriterien wie alle anderen Konsumgegenstände. Der Markt der Konsumgüter bietet bei langlebigen Anschaffungen die Möglichkeit des Schnupperkaufs mit Rücknahmegarantie bei Nichtgefallen. Nimmt man den eigenen Partner in diesem Sinne wahr, dann ist es keine gemeinsame Aufgabe, eine Partnerschaft »zum Laufen« zu bringen – sie durch dick und dünn, in guten wie in schlechten Zeiten, in Krankheit und Gesundheit zu *leben*, notfalls zurückzustecken, Kompromisse einzugehen, sich gegenseitig zu helfen im Namen einer dauernden Verbindung. Vielmehr geht es darum, Befriedigung von einem gebrauchsfertigen Produkt zu erlangen; entspricht das Vergnügen nicht den Erwartungen und Versprechungen des Beipackzettels oder schwindet der Spaß mit der Zeit, kann man sich auf den Verbraucherschutz berufen und die Scheidung einreichen. Es gibt keinen Grund, sich weiter mit einem minderwertigen oder veralteten Produkt abzugeben, statt in den Regalen nach einer »neuen und verbesserten« Version Ausschau zu halten.

Die Folge ist, daß die zunächst nur vermutete Kurzfristigkeit von Partnerschaften zur selbsterfüllenden Prophezeiung wird. Erscheinen menschliche Bindungen nicht wie ein Projekt, an dem man fortwährend arbeiten muß und das gelegentliche Opfer erfordert, sondern als Konsumgegenstände, von denen man annimmt, sie müßten unmittelbar zur eigenen Befriedigung beitragen, und die man nur so lange (und nicht länger) behält, wie der Genuß durch sie anhält – dann spricht nichts dafür, »gutes Geld dem Schlechten hinterherzuwerfen« und sich anzustrengen, geschweige denn für die Rettung der Partnerschaft zu leiden. Schon der geringste Anstoß kann zum Zerfall der Partnerschaft führen; aus trivialen Meinungsverschiedenheiten erwachen bittere Auseinandersetzungen, leichte Spannungen werden zu Zeichen grundlegender und unüberwindbarer Un-

vereinbarkeiten hochstilisiert. Könnte W. I. Thomas diese Entwicklung beobachten, er würde sagen: Wenn Menschen ihre Verpflichtungen als vorläufig und temporär begrenzt definieren, dann werden diese Verpflichtungen aufgrund der Handlungen dieser Menschen dazu neigen, so zu werden.

Die Unsicherheit der sozialen Existenz fördert eine Wahrnehmung der Welt als Ansammlung von leicht verderblichen Konsumgegenständen. Dadurch wird es zusehends schwieriger, langfristige zwischenmenschliche Verbindungen aufzubauen. Unsichere Menschen sind leicht zu irritieren, sie neigen zur Intoleranz gegenüber jedem Hindernis, das ihren Wünschen im Weg steht, und da kaum einer dieser Wünsche in Schranken gehalten und frustriert werden will, mangelt es nicht an Menschen und Dingen, denen gegenüber sich Intoleranz entwickeln kann. Wenn unmittelbare Befriedigung der einzige Weg ist, um das nagende Gefühl der Ungewißheit zu ersticken (ohne damit das Verlangen nach Sicherheit und Gewißheit stillen zu können), gibt es keinen einsichtigen Grund, Toleranz gegenüber Dingen und Menschen zu üben, die mit der Suche nach Befriedigung nicht auf den ersten Blick etwas zu tun haben, geschweige denn gegenüber all denjenigen, die – aus Ungeschicklichkeit oder Unwillen – der Befriedigung im Wege stehen.

Es gibt noch eine weitere Verbindungslinie zwischen dem »Konsumismus« in der unsicher gewordenen Welt und dem Zerfall zwischenmenschlicher Bande. Konsum ist, im Gegensatz zur Produktion, eine einsame Tätigkeit, durch und durch an den einzelnen gebunden, auch wenn er in Gegenwart anderer konsumiert. Produktive (und in der Regel langfristige) Anstrengungen erfordern Kooperation, und sei es nur in der Form des Zusammenwirkens roher Muskelkraft: Wenn für den Transport eines schweren Holzbalkens acht Männer eine Stunde arbeiten müssen, dann folgt daraus nicht, daß ein Mann dieselbe Leistung in acht (oder mehr) Stunden allein erbringen kann. Im Fall von komplexeren, arbeitsteiligen und Spezialisierung erfordernden Tätigkeiten wird die Notwendigkeit der Kooperation noch offensichtlicher; ohne Kooperation würde kein Produkt entstehen. Erst Kooperation fügt die verstreuten und unterschiedlichen Anstrengungen zu einem produktiven Unternehmen zusammen. Beim Konsum jedoch ist Kooperation nicht nur unnötig, sondern schlichtweg überflüssig. Was

immer man konsumiert, man konsumiert individuell als einzelner, auch wenn es in einem überfüllten Saal stattfindet. Luis Buñuel hat (in *Das Phantom der Freiheit*) auf geniale Weise gezeigt, wie das Essen, jenes prototypische Arrangement von Geselligkeit und Gemeinschaft, entgegen der allgemeinen Meinung eine hochgradig einsame und geheime Aktivität ist, die eifersüchtig vor den Einblicken anderer geschützt wird.

Die Fortpflanzung des fehlenden Vertrauens

In seiner rückblickenden Untersuchung über die zwanghafte und erzwungene Entwicklung der modernen kapitalistischen Gesellschaft kommt Alain Peyrefitte²³ zu dem Schluß, daß das herausragende, ja, konstitutive Merkmal dieser Gesellschaft das Vertrauen war: Selbstvertrauen, Vertrauen in Institutionen und in andere Menschen. Alle drei Formen des Vertrauens waren unabdingbar. Sie bedingten und stabilisierten sich gegenseitig: Entfernt man eines, so brechen auch die anderen zusammen. Man könnte die für die Moderne typische ordnungsstiftende Geschäftigkeit als den fortlaufenden Versuch des Ausbaus der institutionellen Grundlagen des Vertrauens interpretieren: Es geht um die Bereitstellung eines festen Bezugsrahmens, in den man Vertrauen setzen kann, und darum, die Glaubwürdigkeit der herrschenden Werte zu garantieren. Es soll sich das Gefühl einstellen, daß diese Werte dauerhaft gelten werden, daß jeder die Regeln einhalten wird und daß der Lauf der Zeit dem Ganzen nichts anhaben kann.

Peyrefitte identifiziert das Unternehmen mit seinen Angestellten als den wichtigsten Ort, an dem Vertrauen gesät und kultiviert wird. Man sollte sich hier nicht von der Tatsache in die Irre führen lassen, daß das kapitalistische Unternehmen zugleich auch die Brutstätte von Konflikten und Konfrontationen war: *Défiance* existiert nicht ohne *confiance*, kein Streit ohne Vertrauen. Wenn die Angestellten für ihre Rechte kämpften, dann deswegen, weil sie in die »Tragkraft« des Rahmens vertrauten, in dem ihre Rechte verankert werden sollten. Das Unternehmen war für sie der Ort, an dem ihre Rechte gut aufgehoben waren.

Das hat sich heute verändert. Kein vernünftiger Mensch geht